

"Erinnerungen an die Kriegsjahre in Berlin, von zwei Mitgliedern vorgetragen beim Klubabend im Mai 2006"

Veröffentlichung mit Einverständnis der Autoren W. M. und I. P.

### **Erinnerungen an die Kriegsjahre in Berlin.**

Im September 1939 kam ich als 8 jährige Schülerin auf dem Heimweg an einem Radiogeschäft vorbei, hier wurde der Krieg mit Polen verkündet. Es standen viele Leute vor dem Lautsprecher und ich hörte die Meinungen vieler Frauen.  
"Geht es schon wieder los!"

Als in 1942 die ersten Bomber nach Berlin kamen, wurden bald alle Schulen evakuiert. Wir 4 Kinder waren in verschiedenen Schulen. Unsere älteste Schwester musste in den Arbeitsdienst nach Ostpreußen, die jüngste in eine Bauernfamilie, ebenfalls nach Ostpreußen. Ich kam zu einer Tante im Vorort von Berlin. Mein Bruder ging mit seiner Schule nach Prag und Kärnten. Meine Mutter blieb allein in Berlin, wo wir dann 1943 ausgebombt wurden.

Wir beiden Mädchen gingen mit unseren Schulen nach Usedom. Meine Mutter war Beamtin und durfte nicht fort.

Als von Penemünde nach England geschossen wurde, holte sie uns von Usedom ab, es durfte aber nicht vom Staat. Sie zog mit uns nach Eberswalde bei Berlin. Dort gab es noch Schulen. Mein Bruder wurde später von Kärnten geholt, auch das durfte nicht. Die Gestapo suchte meine Mutter stets wieder auf und warnte sie.

Ende 1944 gingen wir nach Berlin zurück und lebten im Vorort Hermsdorf, bei einer Tante. Wir Mädchen – ohne Schule – mein Bruder fuhr von Berlin täglich zur Schule nach Eberswalde.

Mit den Bomben wurde es immer schlimmer, auch in den Vororten. Wir hofften auf ein baldiges Ende. Mein Bruder wurde im selbstgebauten Bunker im Garten verschüttet.

Von Soldaten ausgegraben brachten wir ihn mit mehreren Brüchen mit einem Kinderwagen ins Krankenhaus. Unfallwagen gab es nicht mehr.

März – April 1945: längere Zeit kämpften die Russen schon vor Berlin. Sie kamen selbst mit Flugzeugen, und wir hofften auf ein schnelles Ende!!  
Es wurden noch Tage und Wochen der Ungewissheit. Wir hängten weiße Laken aus den Fenstern, als die erste Gruppe mit Pferden und auf „Panjewagen“ (Mongolen) eintrafen. Meinen Bruder von 15 Jahren nahmen sie mit. Er musste mit auf den ersten Wagen und ihnen "Lübars", einen weiteren Vorort von Berlin, zeigen. Es war sehr gefährlich, weil die Deutschen noch auf die Russen schossen. Meine Mutter war vor Angst fertig, aber er kam unversehrt zu Fuß zurück.

Danach wurde es sehr ungemütlich. Am laufenden Band kamen Russen und plünderten. Fotoapparate, Uhren, Fahrräder, alles konnten sie gebrauchen. Es ging

Wochen so, sie kamen oft in der Nacht. Zum Glück hatten wir 2 Männer im Keller. Die Kämpfe in der Innenstadt gingen noch Wochen weiter. Später kam der Wechsel der Besatzungen, Amerikaner, Engländer, Franzosen, die alle in Berlin blieben.

Da wir nicht weit von der Stadtgrenze wohnten, ab es weiter ständig Schiessereien mit den Russen. Nun folgte jahrelanger Hunger.

Im Juni 1948 wurden wir Westberliner über die Luftbrücke versorgt bis zum Mai 1949. Danach ging es langsam bergauf und doch ist eine viergeteilte Stadt jahrelang ein Problem geblieben !!!

Geschrieben von W. M., geb. 1931.  
Meine Eindrücke als Kind vom Krieg in Berlin.

## **2. Kriegserinnerung:**

Als sei es gestern gewesen, höre ich die zwei Frauen mit Tränen in den Augen über die letzten politischen Entwicklungen sprechen. Ich war 13 und gerade hatte der „Führer“ bekannt gegeben, dass seine Truppen in Polen einmarschiert waren.

Die folgende Zeit verlief augenscheinlich ruhig, unsere Truppen errangen immer neue Siege, die dem Volk in den Wochenschauen mit schallender Marschmusik und siegessicheren Berichten kundgetan wurden. Zwar waren Lebensmittel rationiert, aber die Beschränkungen waren nicht gravierend. Außerdem hatten wir Kinder diesbezüglich keine Sorgen. Anders war es mit dem Thema Verdunkelung. Auch wir mussten wie die Erwachsenen dafür sorgen, dass nicht der geringste Lichtschein nach außen drang. Es wurde durch sogenannte Blockwarte streng kontrolliert. Auch die Straßenlaternen waren außer Betrieb, so dass es im Winter bei Neumond stockdunkel war. Man konnte aber trotzdem auch abends unbesorgt seinen Geschäften nachgehen, ohne befürchten zu müssen, überfallen und beraubt zu werden. Es wurde Mode, kleine auffällige Abzeichen auf der Kleidung zu tragen, so dass man anderen Passanten aus dem Weg gehen konnte.

Gegen Ende des Jahres 1943 begannen die ersten nächtlichen Bombenangriffe. Von nun an mussten wir uns daran gewöhnen, durch unheilvoll heulende Sirenen aus dem Schlaf gerissen zu werden und einige Stunden in den unwirtlichen, leicht feuchten Kellern zu verbringen. Später erlebten wir öfter, dass nach der Entwarnung, als man ins bereits abgekühlte Bett steigen wollte, die Sirene einen wieder in den Keller zwang. In einer Nacht zählte ich vier solcher Wiederholungen.

Dass die Bevölkerung mit einem chronischen Schlafdefizit leben musste, war für uns Kinder weniger belastend als für die Erwachsenen. Wenn ein Luftangriff nach 24 Uhr

stattgefunden hatte, fielen die zwei ersten Unterrichtsstunden aus. Das war dann meistens Musik oder Zeichnen.

Inzwischen ging der Luftkrieg weiter, die Angriffe fanden nun auch am Tage statt. Ich hatte meine Berufsausbildung abgeschlossen und wurde geradewegs von der Schulbank in einen kriegswichtigen Betrieb beordert. Eines Tages um die Mittagszeit heulten die Sirenen und wir mussten wieder in die Luftschutzkeller. Als der Anfall vorüber war, stand die oberste Etage in Brand. Wir mussten uns – bewaffnet mit nassen Kopftüchern um Rauch und Funkenregen abzuhalten – einen Weg durch die brennenden Straßen suchen. Nach den Angriffen entstand eine Art Sog, ein Feuersturm, dem man nur entkommen konnte indem man flüchtete, um sich in weniger getroffenen Bezirken in Sicherheit zu bringen.

Anfangs waren es die wenig spektakulären Brandbomben, jedoch mit der Zeit wurden diese durch Phosphorbomben gefolgt, die sich durch mehrere Stockwerke fraßen und auf diese Weise größere Schäden anrichteten. Aber die teuflischsten Produkte wurden gegen Ende des Krieges eingesetzt. Es waren Luftminen, die aneinandergelockt lanciert wurden und demzufolge eine doppelte Wirkung hatten. Wir lernten schnell die verschiedenen Geräusche kennen. Wenn sich ein Pfeifen näherte, war das gewöhnlich harmlos, es klang zwar alarmierend, aber bedeutete für uns keine Gefahr. Anders war es, wenn man den Luftdruck spürte, aber keinen Einschlag hörte. Es konnte geschehen, dass so ein altes, solide gebautes Haus mit fünf Stockwerken durch den Druck förmlich angehoben wurde. Das Licht fiel aus, Steine und Kalk lösten sich, ein dumpfes Grollen drang zu uns und ließ das Schlimmste befürchten. Während eines Angriffs stürzte eine Mauer vom Nebenhaus ein und blockierte die Kellertreppe, so dass wir durch einen Notausgang den Keller verlassen mussten. Es war ungewiß, was man nach der Entwarnung vorfinden würde. Stand das Haus in Flammen, konnte man seine Wohnung erreichen, oder waren nur alle Fensterscheiben wieder mal zersprungen.

Die Berichte von den Fronten waren nicht günstig. Wenn unsere Truppen zurückgedrungen wurden, hieß es, die Frontlinie wurde begründet. Inzwischen kam besagte Frontlinie auf deutsches Gebiet, wurden deutsche Städte von den Sowjets eingenommen. Wir konnten und wollten nicht glauben, was offensichtlich war. Wir würden auch in Berlin mit dem Schlimmsten rechnen müssen. Die näherkommenden Wellen des Beschusses auf unsere Heimatstadt waren deutliche Sprache, die Luftangriffe wurden zahlreicher, wir mussten einsehen, dass wir eingeschlossen waren. Entrinnen war nicht möglich. Wir lebten fast nur noch im Keller, gelegentlich wagte man sich in seine Wohnung. Die Unsicherheit und Panik nahmen zu. Die Kämpfe spielten sich – durch uns ungesehen – in den Strassen über uns ab. Wir hörten Soldaten laufen, wussten nicht, ob es sich um Deutsche oder Sowjets handelte. Schritte, Schreie, Schüsse, es kam uns wie eine Ewigkeit vor. Wir hatten jedes Gefühl für Zeit verloren, nur die Angst zählte. Was würde noch auf uns zukommen?

Es dauerte nicht lange, bis wir das wussten. Ab und zu kamen polternde Sowjets in den Keller. Herrisch forderten sie "Frau komm". Was uns prophezeit worden war, wurde Tatsache. Frauen jeden Alters waren vogelfrei. Es nützte auch nichts, dass die meisten Frauen sich so hässlich wie möglich ausstaffiert und Pickel ins Gesicht gemalt hatten, um abstoßend zu wirken. Wenn Männer ihre Ehefrauen und Töchter

vor den Zugriffen schützen wollten, wurde ihnen mit Erschießen gedroht, aber mancher Russe ließ sich durch energische – wenn auch für ihn unverständliche – Argumente ins Bockshorn jagen. Es war wie ein Horrorfilm, dessen Ende nicht abzusehen war.

Als nach Tagen die Kampfhandlungen als abgeschlossen angesehen werden konnten, suchten wir unsere Wohnungen auf. Unser Hab und Gut war zum Teil schwer beschädigt, weil unsere Befreier z.B. Koffer aufschlitzten, statt sie auf normale Weise zu öffnen. Schranktüren wurden auf die gleiche Weise demoliert. Ihre Notdurft verrichteten sie in den Ecken der Zimmer und Toilettenbecken benutzten sie, um sich darin zu waschen.

Aber wir lebten noch, wir würden das Beste auf der Situation machen müssen. Man konnte sich jedoch nicht vorstellen, dass jemals wieder ein geordnetes Leben möglich sein würde. Wir hatten kein Wasser, Gas oder Elektrizität. An Hunderte von Metern entfernten Pumpen mussten wir Wasser holen. Für jedes bisschen Wasser, das wir kochen wollten, mussten erst mühsam Holzspäne vorbereitet werden. Wir fühlten uns zurückversetzt in ein früheres Jahrhundert, so primitiv lebten wir.

Gott sei Dank gingen wir dem Sommer entgegen, wenn der Winter kommen würde, müsste man dann weitersehen. Die wenigen Lebensmittel, die wir auf Karten bekamen, reichten hinten und vorn nicht. Mit sogenannten Mehlschwitzen machten wir eine Basis für Brotbelag, mit Kümmel wurde es Käseaufstrich, mit Majoran ähnelte es mit viel Fantasie einer Art Wurstbelag. Jeder hatte bei der Brotmahlzeit seine eigenen Tiegelchen und konnte sich so nach Gusto selbst alles einteilen. Das klitschige Brot wurde abgewogen und geröstet, war dann natürlich nicht mehr so schwer und sättigend, aber schmeckte besser. Wir hatten immer Hunger. Als die Amerikaner uns weißes Mehl zukommen ließen, gab es eine festliche Mehlwassersuppe. Jeder überlegte sich, wie man an eine bessere Lebensmittelkarte kommen konnte. Die Lösung war Trümmer aufräumen. Hauptsächlich Frauen meldeten sich hierzu an. Man musste Steine mit einem Hammer von hartem Mörtel befreien, und das acht Stunden täglich, dann gab es die begehrte höhere Lebensmittelkarte. Ein anderer Weg war, sich von geliebtem Spielzeug wie Puppen, Puppenwagen oder dergleichen zu trennen. Dafür konnte man dann Brot oder Fett eintauschen. Auch Ausflüge aufs Land waren ertragreich. Manches Besteck oder Tisch- und Bettwäsche wanderten zu den Bauern. Der Schwarzmarkt blühte.

Erzählung von I. P., geboren 1925.